

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Setz, Clemens J.
Die Stunde zwischen Frau und Gitarre

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4753
978-3-518-46753-4

suhrkamp taschenbuch 4753

In einem Wohnheim für behinderte Menschen wird die junge Natalie Reinegger Bezugsbetreuerin von Alexander Dorm. Der Mann sitzt im Rollstuhl, ist von unberechenbarem Temperament und gilt als »schwierig«. Dennoch erhält er jede Woche Besuch – ausgerechnet von Christopher Hollberg, jenem Mann, dessen Leben er vor Jahren zerstört haben soll, als er ihn als Stalker verfolgte und damit Hollbergs Frau in den Selbstmord trieb. Das Arrangement funktioniert zu beiderseitigem Vorteil, versichert man Natalie, die beiden seien einander sehr zugetan. Aber bald verstört die junge Frau die unverhohlene Abneigung, mit der Hollberg seinem vermeintlichen Freund begegnet. Sie versucht, hinter das Geheimnis des undurchschaubaren Besuchers zu kommen und die Motive seines Handelns zu verstehen. Dieser Roman ist eine Bergwerksfahrt in die Welt des Clemens J. Setz. Sie fördert ihre innere Ordnung zutage, ihre Geheimnisse und Prinzipien: Macht und Ohnmacht, Sinnsuche und Orientierungsverlust, Unterwerfung und Liebe in allen Spielarten – fürsorglich, respektvoll, besessen, Liebe als Wahn und als Manipulation. Und Rache. So subtil und schmerzhaft, dass die Frage nach Täter und Opfer in namenloses Gelände führt.

Clemens J. Setz wurde 1982 in Graz geboren. Er studierte Mathematik und Germanistik, entschied sich gegen den Lehrberuf und wurde Schriftsteller. Neben Gedichten und Essays (u. a. für *Die Zeit*, die *Süddeutsche Zeitung* und *Die Welt*) schreibt er vor allem Erzählungen und Romane, für die er zahlreiche Preise erhielt. Im Suhrkamp Verlag erschienen zuletzt die Bände: *Indigo*. Roman (st 4477), *Die Vogelstraußtrompete*. Gedichte (2014) und *Glücklich wie Blei im Getreide*. Nacherzählungen (st 4587); seine Version der Streiche und Narreteien von Till Eulenspiegel ist 2015 in der Insel-Bücherei erschienen (IB 2014).

Clemens J.
Setz
Die STUNDE
ZWISCHEN
FRAU und
GITARRE

Roman
Suhrkamp

Erste Auflage 2017
suhrkamp taschenbuch 4753
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Lucas Zimmermann
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46753-4

**Die STUNDE
ZWISCHEN
FRAU und
GITARRE**

ERSTER TEIL

In den südwestlichen Territorien findet sich ein bestimmter Baum, von den Einheimischen *Langer Arm* genannt, der im Sturm seine Äste weit auswirft, nach der Art von Kindern, die mit Stöcken spielen. Der Abstand zwischen den einzelnen Bäumen ist mitunter ziemlich groß, und die ausgeworfenen Äste treffen nur selten einen anderen Baum. Wenn dies geschieht, wirft der getroffene Baum, so zumindest behaupten es die ortskundigen *blackfellers*, recht bald einen Ast zurück, in dieselbe Richtung, aus der der erste Ast geflogen kam. Und so geht es immer weiter, über die Jahre und Jahrhunderte, sozusagen in trautem Zwiegespräche dieser sonst so isoliert dastehenden uralten Bäume. Manche bezeichnen diesen sturmbegünstigten Austausch, in ihrem Verständnis solcher Naturvorgänge vielleicht etwas fehlgeleitet, auch als *Rache*.

Charles Victor Eglantine, *Terra Australis Cognita*, 1874

... varying as the fashions, but the luminous details remain unaltered.

Ezra Pound, *I Gather the Limbs of Osiris*

Abschluss

– Folgen Sie diesem Heißluftballon!

Der Taxifahrer drehte den Kopf und schaute in die Richtung, in die Natalies Arm wies. Tatsächlich war da ein Ballon an der von ihrem Finger angepeilten Stelle zu sehen: ein fingerhutgroßer umgekehrter Wassertropfen im wolkenlosen Blau des Stadtrandhimmels, mit einem erahnbaren Firmenlogo auf der Außenhaut.

Natalie ließ ihren Arm sinken. Es war nicht abzusehen, wie der Taxifahrer reagieren würde. Ihr Herz klopfte, noch konnte alles schiefgehen. Sein Gesicht verriet nichts.

Es war der letzte Tag ihrer Ausbildung, und sie hatte gewaltig verschlafen. Im Grunde hatte sie alles schon hinter sich, alle Fachbereichsarbeiten geschrieben, alle Prüfungen bestanden, das Diplom gehörte ihr, war ab sofort Teil ihres Namens, also würde niemand wütend sein, wenn sie nicht zum Abschlussfest erschien. Aber sie hatte sich wochenlang darauf gefreut: Red Bull veranstaltete für die Ausbilderinnen und Absolventinnen aller Behindertenpädagogik-Lehrgänge des Landes einen fröhlichen Ballon-Tag, und selbstverständlich waren auch alle ehemaligen Schützlinge eingeladen, zwei Sonderballons würden mit rollstuhlgerechten Gondeln ausgestattet sein. Und Natalie war drei Stunden zu spät. Dreieinhalb.

Aber das hielt den Taxifahrer nicht davon ab, sich Zeit zu lassen, um die Informationen zu verarbeiten. Natalie begann ihn zu hassen, seine Schultern, seine schneeweißen Haare – doch da fuhr er unvermittelt los, ohne eine weitere Frage zu stellen. Natalie ließ sich in den Sitz zurückfallen, schnallte sich an, klatschte lautlos in die Hände und lachte. Geschafft! Alles lief wieder glatt. Sie hatte letzte Woche elf Bewerbungen abgeschickt und stand in Kontakt mit der Welt. Vielleicht würde sie die Ballone noch aus der Nähe sehen, diese herrlichen sphärischen Gebilde, bei deren Anblick man innerlich

runder und vollkommener wurde. Es würde doch ein schöner Tag werden!

Da meldete sich der Fahrer. Er wisse nicht, wie er das machen solle, sagte er. Er bringe sie gern überall hin, aber der Ballon ... Er sprach das Wort mit Betonung auf der ersten Silbe aus. Allein dafür hätte Natalie ihn ohrfeigen können. Die Musik in ihrem Kopf verstummte. Sie lehnte sich nach vorn.

– Lassen Sie mich aussteigen, sagte sie.

– Haben Sie Adresse?

Nein, die hatte sie vergessen. Es war ja auch nicht der Sinn einer dreistündigen Verspätung, gut vorbereitet und mit allen Informationen versorgt zu sein, oder? Verdammter Idiot.

– Ist egal, sagte sie. Ich steig hier bitte aus.

Der Fahrer seufzte und hielt an. Weit waren sie nicht gekommen.

– Ich habe gehofft, es ginge zumindest bis zur Stadtgrenze, sagte Natalie. Einfach so, ohne Fragen.

Es hatte keinen Sinn mehr. Er hatte alles kaputtgemacht.

– Ja soll ich Sie bringen? Bis Stadtgrenze? Ist ka Problem. Aber Bállon ...

Der Fahrer deutete mit einer irritierend würdevollen Handbewegung auf das in großer Entfernung schwebende Flugobjekt.

– Ballón, korrigierte Natalie und versuchte, sich von dem tief ehrlichen Taxifahrerschnurrbart, der ihr schneeweiß aus dem Gesicht entgegenleuchtete, nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Hier. Stimmt so.

Sie gab ihm einen Fünf-Euro-Schein, mehr als genug für eine so kurze Fahrt. Er bedankte sich kopfschüttelnd bei ihr, hielt den Schein in der Hand und blickte drein, als hätte er nun wirklich jeden Glauben an – aber nein, stellte Natalie fest, sein Glaube an die Menschheit war immer noch intakt. Da, man sah es an seinem Nacken. Bestimmt konnte er ganz viele Sprachen. Deprimiert stieg sie aus dem Taxi.

Es wäre ohnehin zu spät gewesen. Dreieinhalb Stunden. Sie hatte gestern Abend das Muskelrelaxans genommen, davon schlief sie zu gut. Sie überquerte die Straße und lief in einen heißen Sommerwindstoß. Unruhe überkam sie, die Hände und Fingerspitzen fühlten sich komisch an, *aurig* – das war ihr Wort, seit der Kindheit, für den Zustand, der einem Grand-Mal-Anfall vorauszugehen pflegte. Aura, aurig. Es war so, als wäre man in unangenehm heißer, dichter und intimer Verbindung mit der Umgebung. (Ist es wieder aurig?, fragte ihre Mutter, und Natalie nickte benommen.) Aber ihr letzter großer Anfall lag elf Jahre zurück.

Mein Gott, einfach bis zur Stadtgrenze, ohne zu fragen – zumindest diese Freude hätte der Taxifahrer ihr machen können! Elender Weltbürger. Kein Wunder, dass Haare und Bart schneeweiß waren. Er lebte an den Verhältnissen vorbei. Da es sonst nichts gab, was ihr irgendeine Richtung vorschlug, ging sie weiter auf den kilometerweit entfernten Heißluftballon zu. Sie stellte sich vor, wie das Leben des Taxifahrers in seinem Heimatland gewesen sein musste. Heimatländer, das hatten sie ja alle.

Sie schüttelte ihre Finger aus. Kein Anfall. Nicht hier auf der Straße. Nicht nach elf Jahren ohne. Nicht wegen ein paar Ballone ... Ballons ... Ballonen? Wie war die Mehrzahl?

Okay, einfach nicht darüber nachdenken. Irgendeine Mehrzahl hat das Wort. Und sie ist unter diesen dreien.

Ich bin wieder siebzehn, sagte sie sich. Der Gedanke konnte sie manchmal beruhigen. T-minus-eins. Bei null nächstes Jahr wird das Leben schlagartig stockdunkel und witzlos und mau. Dann korrigierte sie ihr Alter, um keine Unordnung im Kopf zu bekommen, schnell auf den richtigen Wert – einundzwanzig – und dachte daran, wie sie demnächst zu Vorstellungsgesprächen erscheinen würde, in einem langen Ballkleid und mit einer Tiara auf dem Kopf. Der Ballon war wirklich sehr weit entfernt, man konnte keine Einzelheiten erkennen. Bestimmt schickte der Taxifahrer jeden Monat Geld nach Hause, an seine dreizehn Töchter.

Als der vorgewitterliche Zustand ihrer Nerven nachließ, blieb sie vor einem kleinen Café stehen und ruhte sich aus. Ich hab mich zu sehr aufgeregt, sagte sie sich. Vielleicht auch die Schuld des Zaubermedikaments gestern Nacht. Sie hatte Glück, das aurige Gefühl war verschwunden. Und es war ein angenehmer, warmer Nachmittag. Durch das Fenster des Cafés sah man das Auf und Ab der Kellner und die Pantomimen sich ernährender Menschen. Ein feiner Essensgeruch lag in der Luft. Ein Mann mit einem chirurgischen Mundschutz im Gesicht lief an ihr vorbei, er trug eine schwarze Aktentasche. Dann geschah irgendetwas mit der Sonne, als würde eine Overheadfolie vorgeschoben, und das Licht wurde seltsam, ein bleierne Gelb. Ein Auto fuhr aus einer Parklücke.

Die blauroten Festballone waren jetzt so weit entfernt, dass sie wie Glaskörpertrübungen aussahen. Als Kind hatte Natalie einmal einen Zaubertrick entdeckt, mit dem man all die weit entfernten Dinge, die interessant und geheimnisvoll waren – ein Mann mit Hasenohrenhut in einer Schiliflgondel, ein pfaugiges Windrad auf einem Nachbarbalkon, eine bunte Verzierung in einem Krankenhausfenster, ein Werbeplakat im Schlepptau eines Segelflugzeugs –, scharf stellen konnte. Egal, welcher Gegenstand in der Ferne verschwamm, man musste nur eines tun: sich zwei Finger ganz nah ans Auge halten und das Ding über den Rand der Finger hinweg betrachten. Wie im Dunstspiegel einer Wasserfallkante erschien dann das Ding um einiges schärfer, aber zugleich etwas unsicher, flackernd. Wenn man die Finger bewegte, waberte das Ding hin und her, als wäre es dehnbar. Ließ man die Hand ruhig, war es wieder ganz deutlich zu sehen, merkwürdig konserviert, in einem senfkorngroßen Bilderrahmen. Es funktionierte sogar mit Sternen. Am besten ging es, wenn man aus Daumen und Zeigefinger jeder Hand einen zusammengepressten Vogelschnabel bildete und diese beiden Schnäbel einander küssen ließ. Der entstehende Zwischenraum war ein winziges Karo, durch das man blicken konnte. Damals hätte sie nicht sagen können, ob diese Zauberkunst von ihren Fingern oder von

ihren Augen ausging. Ihre Augen konnten noch ganz andere Dinge. Im Auto zur Klinik zum Beispiel, jeden Dienstagmorgen, wählte sie sich einen kleinen schwarzen Fleck auf dem Fenster neben ihrem Sitz aus und machte dann, indem sie die Augen auf Weitsicht stellte, zwei daraus. Diese beiden identischen, leicht unscharfen Flecken wurden so zu den Rädern eines Skateboards, das auf Leitplanken, auf Feldern und (während der Rückfahrt, wenn sie ausgestreckt auf dem hinteren Sitz lag) auf ineinanderfließenden und auf und ab wippenden Überlandleitungen dahinfuhr. Durch eine winzig kleine Drehung des Gesichts konnte man die Achse der Skateboardräder verändern, und das Ganze wurde ein Geschicklichkeitspiel. Manchmal stellte sie sich ein kleines Männchen auf dem Skateboard vor. Oder sie dachte an eine scharfe Klinge, die wie ein Flügel aus dem Auto ragte und alle Telefonmasten und Zäune und sogar die Bäume in der langen Allee vor der Klinik absägte. Oder butterweich durchschnitt, ohne dass sie in zwei Teile zerfielen. So wie es ein Ninjaschwert mit einer Kerze machte. Ein Hieb, und die Kerze steht scheinbar unverehrt da, als hätte man sie verfehlt, aber du weißt ganz genau, dass sie den unheilbaren Riss in sich spürt, die unsichtbare, quer durchs Universum reichende Trennfläche. Dann ein sanfter Stups mit dem Finger, und die obere Hälfte fällt ab.

Da es warm war, blieb sie bis zum Abend draußen. Sie nahm ein spätes Mittagessen im Foyer-Restaurant eines Hotels ein, neben einer Gruppe von Schweizern, die fast alle angenehm runde, glänzende Köpfe hatten, zumindest ein kleines Trostpflaster für die verpassten Ballone. Sie schaute in verschiedenen Buchhandlungen vorbei und blätterte in Atlanten. Gewisse Länder hatten eine merkwürdig unbestimmbare Farbe, eine Mischung aus Braun und Violett, und wenn man sie lange anschaute, begannen sie zu flimmern. Sie hielt eine dicke, kiloschwere Biografie des isländischen Schriftstellers Halldór Laxness in der Hand und las die beiden letzten Seiten, die vom Tod des Dichters handelten. Er war demenzkrank, konnte

nicht mehr sprechen, aber spielte noch Bach am Klavier; wenig später fiel er die Treppe hinunter. Dann stand Natalie vor dem Horror-Regal und stellte sich, an Erdmännchen denkend, auf die Zehenspitzen. Es gab keinen neuen Stephen King, auch Peter Straub war unverändert. Ein paar unbekannte Titel mit interessanten Covermotiven, aber die Namen der Autoren gaben ihr kein geborgenes Gefühl.

Sie überlegte lange, was sie sich zur Belohnung kaufen sollte. Sie hatte immerhin eine ganze Ausbildung erfolgreich hinter sich gebracht, einundvierzig Mal hatte sie sich in dem einen Jahr verletzt, fast immer aus Tollpatschigkeit. Ein spastisch gelähmtes Kind war ihr einmal in einer Lifttür stecken geblieben, und sie hatte in Panik an ihm gezerrt, und das Kind hatte ihr hinterher, mit blauen Flecken am ganzen Körper, sogar verziehen; zwei Down-Syndrom-Jungen, beide schon Ende zwanzig, hatten um ihre Hand angehalten und sie davon überzeugt, dass es Menschen von fast außerirdischer Güte und Liebenswürdigkeit gab; sie hatte gelernt, den Schwerpunkt ihres Körpers und die natürliche Tragkraft ihres Knochengerüsts auszunutzen und unbewegliche Menschen zu heben und zu halten; sie hatte sich Beruhigungsgriffe und Geduldsmantros angeeignet, war nach Brettspielen und ASMR-Videos süchtig geworden und hatte, den heutigen Tag nicht mitgerechnet, nur ein einziges Mal verschlafen. Sie war mit Eltern fertig geworden, deren Kinder niemals irgendetwas erlernen würden, weil sie ein kaum funktionierendes Gehirn hatten; sie war mit Eltern fertig geworden, die sie dafür verantwortlich machten, dass ihre Kinder später einmal keine Astronauten werden würden; sie war mit Eltern fertig geworden, die häufig weinten und Bücher über Trauerarbeit lasen, obwohl ihre Kinder noch am Leben waren. Sie hatte den Tod eines schwerstbehinderten Jungen miterlebt, dessen Mutter ihm am Morgen, bevor sie ihn in die Schule brachte, zu viel von seinem Beruhigungsmittel gegeben hatte. Still für sich war er an seinem eigenen Speichel erstickt, und man bemerkte es erst gegen Mittag. Wie ein Teddybär war er kopfüber in seinem Krabbelgehege im

Klassenzimmer gelegen, in einem braunen Overall aus einem speziellen, auch nicht mit den Zähnen zerreibaren Stoff. Natalie hatte die ganze Nacht lang gewrgt und gekotzt. Aber sie war am nächsten Tag wieder hingegangen. Sie war unbeschadet durch jene finstere, in den ersten drei Monaten einsetzende Phase gegangen, in der man das Gefühl bekommt, als wäre man der einzige Punkt im Universum, der noch nach den Prinzipien von Logik und Vernunft funktionierte. Man diskutierte mit einem sich ständig im Kreis drehenden Blinden darüber, ob ein heißes Geschirrtuch gefährlich sei oder nicht; man erschreckte einen vierzigjährigen Mann durch das Herantragen einer Handvoll Schnee so sehr, dass er in Ohnmacht fiel; man wickelte einen Dreizehnjhrigen mit verkümmerten Extremitäten, der blitzschnell nach seiner eigenen Scheiße grabschte und sie quer durch den Raum warf; man wurde angekotzt, man wurde für den Teufel gehalten, man wurde angeschrien von Menschen, die nie sprechen gelernt hatten; man spürte, wie man einem Kind mit Glasknochen durch eine ungeschickte Drehbewegung das Schlüsselbein brach, einfach so, und das Kind sagte nur leise *Uh* und lief rot an und begann schwer zu atmen. Oder man philosophierte mit einem Alzheimerpatienten darüber, wo das Schwimmbad in Wahrheit versteckt war. Mein Gott, dieser unvergessliche Nachmittag mit dem unsichtbaren Schwimmbad! Weinrauch, so hatte der alte Herr geheißen. Und er war auf der Suche nach dem Schwimmbad. Welches, konnte er nicht erklären. Aber es war irgendwo, vielleicht in den Wänden, vielleicht unterm Fuboden. Natalie widersprach ihm nicht. Einen ganzen Nachmittag lang. Herr Weinrauch selbst hätte das Thema spätestens nach einer halben Stunde schon wieder vergessen, aber Natalie hatte immer wieder von neuem davon angefangen, damit der wunderbare Strom nicht aufhörte. Hinterher hatte ihr der Schädel gedrhnt, und am Abend war sie vor dem Ticketschalter im Kino in Tränen ausgebrochen, weil dort alles so wunderbar vernünftig zuging. Jeder sprach zum Thema, es entspann sich ein kleiner, sinnvoller Dialog über die gewünschte Sitzreihe

und den Eintrittspreis. Dann, eine Woche darauf, war Herr Weinrauch in seinem Bett gestorben, und sie hatte sich für die Heulminute in der Kinowarteschlange gehasst, selbst den Film fand sie nachträglich misslungen, obwohl er ihr eigentlich gefallen hatte.

Als es dunkel wurde, ging sie nach Hause. Niemand wartete dort auf sie. Die Luft war immer noch warm wie am Mittag, als wäre die Dämmerung in der Stadt nur eine Fehlleistung der Augen. Straßenlaternen: Lichtkneipen für Insekten. Schau-
fensterpuppen: Cartoonfiguren in den Kleidern ihrer Zeichner. Und Sterne: Welten, die so klein waren, dass Hunderte von ihnen zwischen ein paar abendliche Baumäste passten.

Arbeit

In diesem Frühling warnten die Zeitungen vor einem Virus, das bestimmte Nagetierarten in Asien befiel. Häufig sah man das Bild eines lehmbraunen Japanischen Bilchs, der völlig gesund wirkte, wäre da nicht die rätselhafte Bildunterschrift gewesen. Sonst war viel von einer neuen digitalen Währung und einem revolutionären Wiederbegrünungssystem für Wüsten die Rede, einige Leute bauten sich Bunker, und der Weihnachtsbrief eines Menschen, der vor fünfundachtzig Jahren gestorben war, traf Ende Mai mit enormer Verspätung irgendwo ein. Auf die amerikanische Botschaft im Libanon wurde ein Anschlag verübt, und am selben Tag ging ein Mädchen in einem knallroten Elchkostüm über die Tegethoffbrücke. Wie jedes Frühjahr war die Stadt voller Baustellen, und an den Sonntagen standen die Bagger in anmutiger Erstarrung da, den Schaufelarm zur sanften Drohgebärde gegen den Himmel erhoben. Die hohen, alten Bäume am Rand des Stadtparks wurden beschnitten, Passanten bildeten Gruppen und schauten bei den Arbeiten zu, am Ende blieben nur die kleineren Äste stehen, krumm und nutzlos wie Tyrannosaurus-Rex-Arme. In derselben Woche bezog Natalie ihre neue Wohnung in einem der äußeren Bezirke der Stadt. Die Wohnung lag im ersten Stock. Im Hof des Hauses standen drei Liegestühle, die von allen Mietern verwendet werden durften. Dann gab es noch einen Parkplatz für vier Autos, ein paar moderne, empfangsantennenartige Wäscheständer und einen niedrigen Nussbaum, der so aussah, als wäre ihm seine Brille ins Gras gefallen.

Schon wenige Wochen nach ihrem Umzug und dem Abschluss ihrer Ausbildung fand Natalie Arbeit in dem kleinen, privaten Betreuten Wohnheim der Villa Koselbruch, in der Nähe des Sanatoriums St. Leonhard. Man bot ihr eine Stelle mit sechsundsechzig Prozent Beschäftigungsausmaß an. Das bedeutete, drei Angestellte würden sich zusammen zwei ganze Stellen

teilen. Von diesem Bild ging etwas Heimeliges aus: zusammenstehen, sich aneinanderdrücken unter einem Regendach, Schutz vor den Elementen. Natalie gefiel die Rechnung, denn sie wusste noch aus der Schule, dass die Zahl, die sie da fortan mit sich herumtragen würde, endlos weiterging. Und dass es nicht wenigen Menschen auf dem Arbeitsmarkt so erging, machte es natürlich noch schöner: 66,6666... % Im Grunde durfte man das Prozentzeichen gar nicht hinschreiben, da es ja kein Ende gab. Die drei Punkte waren Schummelei, die Zahl in Wahrheit so lang wie ein Lichtstrahl.

Ende Juni gab es einen Orientierungstag, gefolgt von einer zweiwöchigen Probezeit, während deren das Beschäftigungsverhältnis ohne Angabe von Gründen jederzeit aufgelöst werden konnte. Aber das geschah nicht, denn Natalie fügte sich, wie sich die Kolleginnen, angeführt von der gütigen Leiterin Astrid Koller-Verdyl, schnell einig waren, sehr gut in das bestehende Team ein. Früher, so erzählte man ihr, hätten diese Probephasen oft ganze Monate gedauert, eine graue, schwerfällig-unkompakte Vorzeit, die man sich kaum mehr vorstellen konnte. Natalie hatte nach diesen ersten beiden Wochen natürlich noch keine *Bezugis*, aber das würde sich mit der Zeit gewiss ergeben. *Bezugis* – so nannte man die Klienten, für die sie in Zukunft Erstanlaufstelle sein würde, sie würde deren *Bezugsbetreuerin* werden. Und *Klienten* – so nannte man die Bewohner des Heims. Fast alles hier hatte einen eigenen Namen, wie Disneyworld-Geld, das in der Außenwelt wertlos war. Man sprach intern übrigens nur selten von einem *Betreuten Wohnheim*, obwohl dieser Ausdruck auf einigen Schildern und auch auf der Homepage stand, sondern von *Trainingseinheiten*. Denn das Ziel war, dass die Klienten eines Tages möglicherweise eine eigene Wohnung, bezahlt vom Geld eigener Arbeit, haben und keine Bezugsbetreuer mehr brauchen würden. Bislang war dies bei zweien gelungen. Ihre Fotos hingen, mit einfallsreichen Ornamenten verziert, im Teamsitzungszimmer, das zugleich die Betreuerinnenküche war. Ihre Namen wurden immer noch erwähnt, und Natalie

kam es in einem unüberwachten Denkaugenblick sogar vor, als würden die Betreuerinnen manchmal vor diesen Bildern knien und beten.

Die Einrichtung beschäftigte permanent zwei Zivildienenr. Diese beiden jungen Männer lernten einander im Grunde nie kennen, da man ihre Arbeitszeiten genau komplementär aufgeteilt hatte. Man setzte sie für einfache Arbeiten ein und für das, was im Vertrag als *Hol- und Bringdienste* bezeichnet wurde. Das Säubern des Kùhlschranks etwa wurde von den Zivildienenr erledigt. Helfen beim Essenholen, Helfen beim Essenausteilen, Dinge zusammenbauen, Einkäufe erledigen. Auch verschiedene soziale Tätigkeiten wurden von den Zivis erwartet, wie Kartenspielen oder Puzzles legen, aber die meisten taten sich damit ungeheuer schwer, da sie, bis auf wenige Ausnahmen, immer gerade frisch aus der Schule kamen, grüne siebzeñ oder achtzeñ Jahre alt und ungefähr so selbstsicher wie Rehe, die sich auf ein Kreuzfahrtschiff verirrt hatten. Wenn sie sich allzu ungeschickt im Umgang mit den schwierigeren Klienten anstellten, tat man ihnen – so besagte es ein ungeschriebenes Gesetz im Wohnheim – den Gefallen, sie stattdessen eine kaputte Steckdose reparieren zu lassen, nachdem man ihnen vorher beschrieben hatte, wo sie den dafür benötigten Schraubenzieher herholen und bis wann sie ihn wieder zurùckbringen sollten.

Natalie arbeitete in den ersten zwei Wochen neben den Zivis her, mit dem Auftrag, alles zu beobachten, móglichst viele Fragen zu stellen und zu lernen. Während dieser Zeit stand ihr Name, mysteriöserweise in Anführungszeichen, auf dem Whiteboard im Sozialraum.

Natalie war froh über die Anwesenheit der Zivis, denn wegen ihrer leichten Nervosität in dieser Anfangsphase fielen ihr häufig Dinge aus der Hand, Schlüssel, Schuhlöffel, Besteck. Wenn ein Zivi in der Nähe war, genügte ein Blick, und er hob den Gegenstand für sie auf. Natalie hatte seit ihrer frühesten Kindheit eine heftige Abneigung gegen das Sich-Bücken. Wenn sie mit ihrem Kopf in die Nähe des Bodens kam, streif-

te sie jedes Mal den Tod. Dies hing mit ihrer Grand-Mal-Vergangenheit zusammen. Die Anfälle traten, so zumindest hatte sie als kleines Mädchen gedacht, vor allem dann auf, wenn sie sich bückte, denn dann rollte eine Murmel in ihrem Kopf in eine falsche Ecke. Wenn sie sich ihr Leben lang einfach kerzengerade hielt, würde sie auch keine Anfälle mehr bekommen. Noch als Teenagerin hatte sie für eine gewisse Zeit eine Wasserwaage mit sich herumgetragen. Sie war die große Bilderrahmen-Zurechtrückerin in ihrer Familie. Heute wurde sie nur noch selten vom Tod gestreift, ein eiskalter, tiefer Augenblick, der für gewöhnlich gleich wieder vorbeiging.

Wenn das ungute Gefühl länger blieb, machte sie oft das Licht im Bad aus und stellte sich im Dunkeln vor den Spiegel. Dann ging sie mit ihrem Gesicht ganz nah an die Scheibe und schaltete, mit der Reichweiten-Verlängerungshilfe eines Kleiderbügels, das Licht wieder ein. Wenn sie Glück hatte, konnte sie dann sehen, wie ihre Pupille – man konnte sich ja immer nur auf eine konzentrieren – schrumpfte. Wie der O-Mund eines überraschten Insekts zog sie sich zusammen. Nach Art eines Weltraum-Portals in einem Sci-Fi-Film, kurz nachdem das Raumschiff hindurchgeschlüpft ist. Natalie kontrollierte gern ihre Reflexe, ihre Wachheit, die kleinen Inseln von mysteriösem Eigenleben, die ihr Körper unterhielt. Bei der Pupillenreaktion gab es eine angenehme Verzögerung, wie bei einer Webcam, diesen leichten Delay, der einen für den Bruchteil einer Sekunde in jenes Element zu tauchen schien, von dem man sonst ausgeschlossen war: die unbeobachtbare Welt. Das eigene Gesicht mit geschlossenen Lidern; der eigene Nacken; Porträtköpfe auf Gemälden, die fähig waren, sich zu bewegen und einem eine Nase zu drehen, wenn man nicht hinschaute.

Natalie konnte keinen Lichtschalter betätigen, ohne ihn nicht zumindest für ein paar Sekunden genau an der Übergangskante zwischen Strom und Nichtstrom zu balancieren. Es war natürlich unmöglich, denn die meisten Lichtschalter hatten eine Sprungfeder eingebaut, die ihnen stets eine Richtungsentscheidung abnötigte. Doch eines Tages blieb der Licht-